

Das Christus-Bild der Befreiungstheologie

Eine philippinische Erfahrung*

Louie G. Hechanova, Manila

Das Thema, der Zusammenhang von Christologie und Befreiungstheologie soll nicht akademisch und in Auseinandersetzung mit alldem, was besonders in Lateinamerika dazu geschrieben ist, abgehandelt werden. Ich möchte über meine eigene Erfahrung von Befreiung berichten, wie ich sie hier auf den Philippinen in meiner sozial-pastoralen Tätigkeit machen durfte. Darauf aufbauend versuche ich dann einiges Theologische zu sagen, besonders über das Bild von Jesus Christus, das wir heute auf den Philippinen brauchen.

Erfahrung von Befreiung

Vor etwa zehn Jahren schied ich aus der Lehrtätigkeit am Seminar aus, um die sozial-pastorale Situation meiner Heimat im Leben kennenzulernen. Ich wollte damals nach einiger Zeit diese Lehrtätigkeit wieder aufgreifen. Aber ich habe es immer noch nicht getan, und ich bin dankbar für die Erfahrung der verflossenen zehn Jahre. Ohne sie könnte ich nicht über den Christus der Befreiungstheologie sprechen – oder wenn doch, dann klänge es ganz anders. Ich habe nämlich entdeckt, daß die Sichtweise außerhalb der Seminarmauern sehr verschieden geworden ist.

Pastorale Vorerfahrungen

Meine ersten Erfahrungen machte ich also in den frühen siebziger Jahren in einem ausgesprochen pastoralen Einsatz: Ich gab Pfarr-Missionen in den ländlichen Gegenden auf den Visaya-Inseln. Dort wurde ich mit der Armut der Leute konfrontiert, die von anderer Art ist als die Armut, die man in den Slums und Elendsvierteln unserer Städte findet; es war eine stagnierende, bewegungslose Armut.

Immer wieder wurde mir von den Armen die Frage gestellt: „Gibt es in dieser Welt einen Gott?“ Wohlgemerkt, die Frage kam nicht von Marxisten oder bewußten Atheisten, sondern von dem einfachen Volk, das

* Übersetzung aus dem Englischen: *The Christ of Liberation Theology*, in: *SPI (Series Theology in the Third World) I*, Published by the Socio-Pastoral Institute, 2506 Legarda St., Sampaloc, Manila. Die jüngsten Proteste von Kardinal Jaime J. Sin gegen die Regierung bestätigen die Überlegungen des Redemptoristenpaters.

doch an Gott glaubt und in der Religion verwurzelt ist. „Wenn es einen Gott gibt, wie unser Glaube es lehrt, und wenn er ein liebender Vater sein soll, wie kann er uns in diesen Umständen dahinvegetieren lassen?“ Innerhalb des Glaubens also rangen sie darum, Sinn für die Grausamkeit des konkreten Lebens zu finden. Armut und Unterdrückung waren für sie nicht nur eine wirtschaftliche und politische Angelegenheit, sondern ebenso eine theologische Frage.

Diese Gottes- oder theo-logische (wörtlich: Logik, Sinngefüge Gottes) Frage wird zum christologischen Problem, sobald wir den Menschen Christus, den Heiland der Welt, verkünden. Wenn man ihnen vielleicht auch in der Vergangenheit von Erlösung als etwas rein Geistigem gepredigt haben mag, so scheint doch ihr Instinkt ihnen zu sagen, daß Erlösung auch etwas mit der konkreten Lebenssituation zu tun haben muß. Wir erzählen ihnen doch, daß mit der Menschwerdung Gott nicht mehr verborgen und unerreichbar fern, sondern in die Arena der menschlichen Geschichte eingetreten ist. „Wo aber ist Er?“

Heute morgen noch hat es Pater Villote in anderer Weise formuliert: „Wenn das Reich Gottes mit Christus angebrochen ist, wann wird es kommen?“ Man betet: „Vater unser im Himmel, geheiligt werde Dein Name, Dein Reich komme“, aber man sieht es nicht kommen.

Das also war die erste Problematik in den Elendsgebieten: Die Menschen glauben an den liebenden Vater, sie vertrauen dem gütigen Heiland, aber sie wissen nicht, wie sie dies mit der grausamen Wirklichkeit des Lebens vereinen können.

Eine entsprechende Frage traf mich im Zusammenhang mit dem Brauch der Missionen, die Kreuzwegstationen in dramatischer Darstellung durch den ganzen Ort hindurch abzuschreiten. Eine solche Karfreitagsprozession schließt normalerweise mit der Beichte ab. Ich war betroffen von der Wirkung einer solchen dramatischen Andacht. Die Menschen identifizierten sich mit Jesus in den letzten Stunden seines Lebens, als er stumm, schwach, passiv, duldet und leidend sich hingab, und fühlten sich schuldig, weil sie ihr Schicksal beklagten, weil sie vorher laut nach Gerechtigkeit gerufen hatten, weil sie ihre Ausbeuter kritisierten usw. Ihr Christusbild war das des Leidensknechtes, der „seinen Mund nicht öffnete“ und „wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt wurde“ (Jes 53,7).

Beim Nachdenken darüber wurde mir immer deutlicher, daß diese Art von Frömmigkeit die Haltung der Passivität, Resignation und Gleichgültigkeit, wie sie bei Bauern und Abhängigen innerhalb von feudalen Systemen zu finden ist, bestärken müsse. Theologisch gesehen bedeutet dies: Man sieht nicht den ganzen Christus, sondern nur einige

seiner Züge. Die anderen sind vergessen: daß er die Reichen anklagte, daß er die damaligen Autoritäten kritisierte, daß er im Zorn mit einer Geißel die Händler aus dem Tempel trieb, daß er gewissen heiliggehaltenen Traditionen und Bräuchen mißtraute und daß er aus politischen Gründen zum Kreuzestod verurteilt wurde. Das Kreuz wurde einzig als Zeichen der Geduld und der Resignation vorgestellt, nicht aber als Zeichen der Herausforderung und des Kampfes.

Damit sind wir nahe bei dem, was Kardinal Alfrink einmal sagte: Man kann selbst die Fülle des Christlichen auf Aspekte einschränken. Und das taten wir doch mit dem beschriebenen traditionellen Kreuzweg. Ich möchte keineswegs diese Andacht abschaffen. Aber ich glaube, man muß den Menschen das ganze Leben des Herrn vor Augen stellen und nicht nur seine letzten Tage. Nur so kann auch das ganze Antlitz Christi sichtbar werden.

Gemeinsam nach Gottes Willen suchen

Inzwischen wurde ich von Iloilo nach Negros Occidental versetzt, wo mein Vetter Louie Jalandoni die soziale Aktion im Bistum leitete. Obwohl ich schon in Iloilo in die soziale Arbeit Einblick bekommen hatte, bat ich Louie, daß er mir nicht eher die neue Arbeit übertrage, bis ich selbst einige Erfahrung mit der Situation auf Negros gemacht und innerhalb meiner religiösen Gemeinschaft gelebt hätte. Unter den Arbeitern auf den Zuckerrohrplantagen durfte ich erleben, was Befreiung bedeutet.

Als ich nach Bacolod, der Provinzhauptstadt von Negros Occidental, übersiedelte, war es bekannt, daß Louie Jalandoni und die Diözesanpriester in der Kathedrale mit strengen Worten die Ungerechtigkeit geißelten. Manche Hacenderos sagten: „In der Kathedrale werden wir ständig angegriffen; wir gehen lieber zu den Redemptoristen.“

Nach einiger Zeit spürten aber auch einige aus unserer redemptoristischen Gemeinschaft, daß man etwas tun müsse. Wir kamen uns vor wie Feuerwehrmänner, die ständig beschäftigt sind, Brände zu löschen, ohne daß sie die Ursache dieser Brände kennen. Und so fragten wir uns: „Wie wäre es, wenn wir uns für kurze Zeit aus der Arbeit zurückziehen würden und gemeinsam zu erspüren suchten, was der Heilige Geist uns in dieser unserer Situation zu sagen hat.“ Wir unterbrachen also unsere Tätigkeit und gingen für zwei Wochen in eine Zeit der Unterscheidung hinein, um Licht und Führung zu suchen.

Während dieser Zeit war uns die „Theologie von den Zeichen der Zeit“ (vgl. Mt 12,38–42; 16,1–4; 24) eine große Hilfe. Vorher suchten

wir den Willen Gottes in Schrift und Tradition als alleinigen Quellen zu erkennen; jetzt legte uns diese Theologie eine weitere Quelle frei: die Ereignisse, Situationen und Erwartungen der Menschen von heute. Wir wurden motiviert, die konkrete Situation unserer pastoralen Arbeit zu erkennen und zu verstehen.

Dabei war es nicht mehr so sehr nötig, diese Situation zu erleben – das hatten wir in unserem missionarischen Einsatz schon erfahren –, sondern wir brauchten eine Analyse, ein Durchsichtigmachen der Situation, zumindest aber eine andere Analyse als die, mit der wir bis dahin gearbeitet hatten. Ohne sie hätten wir die Situation der Zuckerrohrarbeiter vom Standpunkt der Hacenderos aus angeschaut. Wir tendierten nämlich alle dahin, deren Meinung zur Armut des Menschen unhinterfragt anzunehmen: Sie entspringe zufälligem Unglück, komme her von Faulheit oder solchen schlechten Gewohnheiten wie Trinken, Spielen usw. Wir hatten uns wie von selbst diese Meinungen zu eigen gemacht, weil wir mit den Hacenderos auf derselben sozialen Ebene zu Hause waren.

Drei Priester halfen uns nun, die Situation unseres Volkes, besonders in der Zucker-Industrie, aber auch die Gesetzlichkeiten einer allgemeinen Bewußtseinsbildung zu analysieren. Es war erstaunlich, was das bewirkte. Wir entdeckten, daß ebenso, wie Schrift und Tradition Licht auf die Gegenwartssituation werfen können, auch das Umgekehrte stimmt. Die Analyse der Gegenwart schuf uns einen neuen Zugang zur Schrift und zur Lehre der Kirche. Es fiel uns wie Schuppen von den Augen. Stellen der Schrift, die wir lange übersehen hatten, bekamen Sinn. Und andere, die uns vertraut waren, standen in neuem Licht. Wir begannen das Dokument der Römischen Bischofssynode von 1971 „Gerechtigkeit in der Welt“¹ neu zu verstehen.

Einer nach dem anderen nahm die Verpflichtung auf sich, bis es dann eine Verpflichtung der ganzen Gemeinschaft wurde: „das Evangelium (Gottes Frohe Botschaft für die Armen) zu predigen, was immer auch kommen möge“. Aber dann hieß es, auszubuchstabieren, was darin eingeschlossen war.

Zuerst, daß wir uns für die Verkündigung der evangelischen Wahrheit bereithielten, auch wenn wir dadurch die finanzielle Unterstützung verlören. Das Haus, von dem unsere Arbeit ausging, lag zentral in Bacolod City. Unser missionarisches Werk unter den armen Zuckerrohrarbeitern wurde finanziell unterstützt über unser kirchliches Apostolat unter den reichen Hacenderos. Mit der Bereitschaft, die Konsequenzen unserer

¹ Veröffentlicht in: *Der priesterliche Dienst – Gerechtigkeit in der Welt*, hrsg. von der Deutschen Bischofskonferenz, Trier 1972, 71–105.

Verpflichtung auf uns zu nehmen, übertrugen wir das Gelübde der Armut in die konkrete Realität, und das hieß: frei sein von und indifferent gegenüber der materiellen Unterstützung. Damit übergaben wir uns zugleich vertrauend der göttlichen Vorsehung und sagten zu Gott: „Bahala Ka.“

Dann war mit dieser Verpflichtung auch die Bereitschaft verknüpft, unser ordenseigenes Apostolat, nämlich Volksmission, aufzugeben. Auf Negros kann man ohne Zustimmung der Besitzer keine Volksmissionen auf den Plantagen halten. Oftmals bestanden diese darauf, daß die Volksmissionare in ihren Herrschaftshäusern wohnten. Manchmal wollten sie auch selbst der Mission beiwohnen oder wenigstens durch ihre „encargado“, gleichsam ihre Augen und ihre Ohren, vertreten sein. Doch unter solchen Umständen läßt sich nur schwer über die Gerechtigkeit nach der „Frohbotschaft“ predigen, ohne daß man Reaktionen der Hacenderos erfährt, die dies meist als eine „Böse Botschaft“ vernehdern.

Es wurde uns also klar, daß die bisherige Weise unserer Volksmissionen tendentiell die ungerechte Situation verstärkte; daher kamen wir überein, dies zu ändern, auch mit der Bereitschaft, abgewiesen zu werden, wenn die neue Weise der Volksmission nicht akzeptiert und wir am Predigen gehindert würden.

Ferner erklärten wir uns bereit, persönliche Konsequenzen auf uns zu nehmen; es war gerade damals, als Louie Jalandoni, der doch selbst zur besitzenden Schicht gehörte, von den Massenmedien geschmäht wurde, weil er die streikenden Arbeiter der Victorias Milling Company (Zentralverband der Zuckerrohrverarbeitung) unterstützt hatte.

Für mich war es eine lebendige Erfahrung persönlicher Befreiung, sagen zu können: „Ich will das Evangelium predigen, komme, was wolle.“

Die Folgen der konsequenteren Jesusnachfolge

Das alles klang heroisch, doch erst mußten wir den Augenblick der Wahrheit, die Nagelprobe, bestehen. Das kam in der gleichen Woche, als Louie Jalandoni uns einen Brief zur Kanzelverlesung sandte. Man hatte nämlich von einigen Hacenderos Rückmeldungen erhalten mit der Klage, daß sie allgemein ohne Unterschied vom Klerus der Ungerechtigkeit geziehen würden. Sie sagten: „Seid konkret, nennt die Haciendas und Hacenderos, deren Praktiken ihr für unrecht haltet, und wir wollen euch sogar helfen, sie anzuprangern: Sie sind die schlechten Früchte, die uns allen den schlechten Namen verschaffen.“

Diesmal also hatte Jalandonis Diözesanzentrum der sozialen Aktion drei Haciendas als Beispiele namhaft gemacht und uns angewiesen, die

Beschwerden gegen sie von der Kanzel zu verlesen. Als uns dieser Brief erreichte, spürten wir die Herausforderung, die hohltönenden Verpflichtungen in die Realität zu übersetzen. Wir beratschlagten darüber gemeinsam und entschieden uns, den Brief am folgenden Sonntag vorzulesen. Die Reaktion folgte auf dem Fuß: Am Sonntag schon und in der kommenden Woche ging die Kirchenkollekte auf ein Drittel zurück. Einige der regelmäßigen Kirchenbesucher boykottierten uns und gingen zur nahegelegenen Kirche der Chinesen. „Dort“, so sagten sie, „können wir die Predigt nicht verstehen, und das ist besser.“ Eines Tages rief mich eine Dame aus einer Gruppe an, die in der caritativen und apostolischen Arbeit unserer Gemeinde tätig war. Ich kannte die Leute gut und hatte auch schon Studientage mit ihnen veranstaltet. Die Vorsitzende fragte: „Wie tief wollen Sie sich auf dieses Geschäft der sozialen Aktion einlassen?“ Ich antwortete: „Warum fragen Sie?“ „Weil wir woanders arbeiten wollen“, war ihre Antwort. „Was meinen Sie, sollten die Mitglieder Ihrer Gruppe nicht für ein Wochenendseminar zusammenkommen? Ich möchte all das erklären“, gab ich zurück.

Im September 1972 hielten wir also mit diesen Frauen ein Seminar. Ich machte sie mit den Ergebnissen unseres gemeinsamen Suchens nach Entscheidung vertraut und begann dazu mit der Analyse der Situation unseres Volkes und der Zuckerindustrie. Wir lasen das Synodendokument über die „Gerechtigkeit in der Welt“ und meditierten die Schrift. Am Ende des Tages fragte ich: „Nun, was meinen Sie, haben wir als geweihte Diener des Evangeliums eine andere Wahl?“ Sie schüttelten den Kopf und stimmten zu: Es sei unsere Pflicht, dies zu predigen.

Ich sprach weiter: „Bitte, denken Sie nicht, daß wir solche strengen Ansprachen über die Gerechtigkeit so leichthin halten. Es macht auch uns betroffen – schon weil wir doch finanziell von Ihnen abhängen. Und unser Pater Prokurator jammert auch, daß er nur 60 Pesos Bargeld in der letzten Woche für die sechs Mitglieder unserer Gemeinschaft erhalten hat.“ Noch in der Nacht kamen heimlich zwei der Frauen zu mir mit ihrem Scheckbuch. „Was auch die anderen tun werden“, sagten sie, „auf unsere Hilfe können Sie rechnen. Dieser Scheck kommt monatlich!“

Der einzelne und die Strukturen

Dieser Vorfall ist einer von denen, die mich überzeugten, daß diese Leute, jeder für sich, ein goldenes Herz haben und freundlich und großzügig sind. Sie sind auch fähig, intellektuell die Probleme und deren mögliche Lösungen zu erkennen. Aber auf der Ebene der Verwirklichung sieht es anders aus. Sie sind nicht darauf vorbereitet, Schritte zu

unternehmen, die gegen ihre kurzfristigen Interessen verstoßen, außer wenn das Gesetz oder äußerer Druck sie zwingt.

Diese Überzeugung wurde durch ein weiteres Ereignis bestärkt. Eines Tages lud mich eine Verwandte auf ihre Farm ein. Sie erzählte mir voller Stolz ihren Plan, die Löhne ihrer Arbeiter zu erhöhen, auch ohne daß das Gesetz den Mindestlohn hinaufsetze. Im ersten Augenblick war ich glücklich und wollte mir selbst auf die Schulter klopfen: „Gut gemacht, Louie, dein Predigen kommt letztlich doch an.“ Aber bei näherem Hinsehen fand ich den eigentlichen Grund. Es war nicht mein Predigen, sondern die Tatsache, daß auf der Nachbarhacienda die Arbeiter begannen, sich in Gewerkschaften zusammenzuschließen. Solange man also ein Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte hätte verhindern und das feudale Verhältnis von Macht und Abhängigkeit aufrechterhalten können, hätte man nur den wachsenden Profit im Auge gehabt.

Ein anderer Vorfall hat mich regelrecht schockiert. Mein Rundgang durch die Haciendas endete gewöhnlich mit einer Messe auf einer Plantage, die von einem meiner nahen Verwandten geführt wurde. Einmal im Monat las ich dort die Messe und blieb noch eine Zeitlang, um mit den Leuten zu sprechen und ihre Probleme zu hören. Damals kam ich von einem Kurs am Institut für soziale Gerechtigkeit und empfahl als Lösung der Probleme Kredit-Vereinigungen und gemeinsame Banken. Die Leute starrten mich an: „Was können wir in die Bank einzahlen? Nach der Saison, wenn es kaum Arbeit und Lohn gibt, müssen wir von den Kantinen Geld ausleihen. Und wenn die Ernte beginnt, wird mit einem Großteil des Lohns die Schuld bezahlt.“

Ich sah sofort, daß ich eine Antwort, aber keine Lösung der Probleme gegeben hatte. Und so versuchte ich zwischen meinen Besitzer-Verwandten und deren Arbeitern zu vermitteln. Aber die konstante Antwort auf meine Überlegungen lautete: „Schau, du hast keine Ahnung. Ich bin auch ein Mitglied der Gemeinschaft der Zuckerplantagenbesitzer. Weißt du, was die mit mir machen, wenn ich aus der Reihe herausspringe? Sie tun sich gegen mich zusammen, und das kann ich mir nicht leisten.“

Damals verstand ich, was mit dem Terminus „Klasse“ gemeint ist. Ich habe das nicht von Marx und nicht von den Plantagenarbeitern gelernt. Ich entdeckte die Tatsache und die Macht einer Klasse in der Art, wie die „Klasse“ der Hacenderos ihre Interessen zu wahren weiß.

Aber die Geschichte ging weiter. Ein wichtiger Auftritt führte mich für eine Zeitlang woandershin. Als ich nach mehrmonatiger Abwesenheit zur Hacienda zurückkam, war ich erschüttert, wie sehr sich die Situation der Arbeiter verschlechtert hatte. Nach anderthalb Jahren Vermittlung hatte sich nichts geändert, es sei denn zum Schlechteren.

Bei der Meßfeier überkamen mich Schuldgefühle. Ich war so erschüttert, daß ich vor allen Leuten zusammenbrach und die heilige Handlung nicht beenden konnte. Mich trieb kein hohltönendes Prinzip wie: „Keine Gerechtigkeit, also keine Messe.“ Es war einfach das Augenblickserleben, die Erfahrung der Unfähigkeit, irgend etwas zu tun. Ich konnte den Leuten nicht mehr in die Augen blicken. Und da wußte ich, daß ich eine unausweichliche Entscheidung zu treffen hatte. Sobald ich meinen Verwandten, den Plantagenbesitzer, traf, teilte ich ihm mit: „Über anderthalb Jahre versuchte ich, zwischen dir und deinen Arbeitern zu vermitteln. Du hast nicht darauf gehört und nichts getan. Bitte, schieb mir keine Schuld zu, wenn du mit der Gewerkschaft Schwierigkeiten bekommst. Und wenn sie kommen, dann wisse, auf welcher Seite ich stehe.“

Theologische Reflexion

Das Gewicht der Strukturen

Die erzählten Erfahrungen laufen alle auf eines hinaus: Ich entdeckte das Gewicht der sozialen Strukturen im menschlichen Leben. Als Seminarlehrer hielt ich Vorlesungen über soziale Arbeit. Aber die Stoßkraft dieser meiner theologischen Phase ging schlicht und einfach auf die persönliche Umkehr. Wenn ein Mitbruder aus seiner sozialen Tätigkeit mich herausforderte und aufgrund seiner Erfahrung meinte, daß eine tatsächliche und dauerhafte Haltungsänderung zusammengehen müsse mit Änderung der Strukturen, wollte ich ihm nicht glauben; ohne die gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten zu beachten, bestand ich darauf, daß es genüge, Geist und Herz zu ändern durch neue Ideen und durch individuelle Umkehr.

Aber die innere Haltung ist nur ein Teil der ganzheitlichen Existenz des Menschen; diese verwirklicht sich auf verschiedenen individuellen und sozialen Ebenen. Der Glaube aber weiß: Gott will den Menschen in dieser Vielschichtigkeit. Daher muß sich auch auf der Ebene, wo jeder Mensch in größere soziale Strukturen eingebunden ist, Gottes Plan verwirklichen. Das erklärt doch, warum Christus seine Botschaft nicht einzig an Individuen richtete, sondern diese zur Gemeinschaft, zum Volk, zur Kirche formte.

Ungerechtigkeit findet sich nicht nur im Einzelmenschen. Es gibt tatsächlich so etwas – und ich mußte es entdecken – wie strukturelle Ungerechtigkeit, die unabhängig sein kann von den Individuen dieser Gesellschaft. Meine Erfahrung zeigt, daß es Plantagenbesitzer gibt – und sie

bilden sogar die Mehrzahl derer, die ich antraf –, die gut, ehrlich und großzügig sind – soweit sie persönlich angesprochen werden. Aber als Klasse wird ihr Verhalten anders. Das Gesellschaftssystem, das sie beschützt, gibt ihnen die Rechtfertigung, sich allem zu widersetzen, was das System ändern möchte. Oft sind sie nicht einfachhin nur Repräsentanten des Systems, sondern – tiefer gesehen – ebenso Opfer des Systems. Und das Entsprechende gilt für die Armen und Unterdrückten.

Wer die Klassenstrukturen wahrnimmt, muß nicht notwendigerweise die Individuen hassen, die die Klasse bilden – was einige Kirchenmänner vorschnell vermuten. Mich persönlich führten nicht Feindschaft, sondern eher Mitleid und ein Durchschauen der Gründe, die oft mit Frömmigkeit und religiösen Motiven kaschiert waren, zu meiner Haltung. Ich realisierte immer mehr, daß das Anklagen gegen das Unrecht der Unterdrücker zugleich die Anerkennung einbeschloß, die Bereinigung der Probleme müsse zuerst von ihnen ausgehen. Und so wuchs in mir die Überzeugung, daß die Befreiung der Menschen in der unterdrückenden Klasse von ihren gesellschaftlichen Zwängen nur durch Befreiung von unten geschehen müsse. Wenn die Armen selbst „befreit“ würden, würde auch eine „Befreiung“ der Reichen erfolgen. Weshalb also Zeit verschwenden und diese anklagen? Warum nicht besser die Kräfte für den Prozeß des Bewußtwerdens und der Organisation der Armen und Unterdrückten einsetzen?

Die Sünde ist in beidem: in den Individuen und in den Strukturen. Daher muß Befreiung bei beiden geschehen, bei den Individuen und bei den Strukturen. Dabei droht allerdings die Gefahr der Polarisation. Einige sehen nur die individuellen Notwendigkeiten, kennen keine Strukturanalyse und führen alles auf die einfache Formel zurück: Umkehr von Geist und Herz. Andere sind so eingenommen von den strukturellen Aspekten, daß sie glauben: Wenn die Strukturen sich ändern, ändern sich automatisch auch die Menschen. Aber die Geschichte zeigt, daß beides falsch ist. Authentische Befreiung ist ein Prozeß, der zur gleichen Zeit Individuen und Strukturen betrifft.

Das Reich Gottes

Die Frage nach Gott und die Frage nach Christus laufen zusammen in der Frage nach dem Reich Gottes. Wenn es in der christlichen Dogmatik heißt: Das Reich Gottes ist „jetzt schon“ da, dann beziehen wir uns auf dessen Ankunft in Jesus Christus. Wenn wir den Akzent auf das „noch nicht“ legen, daß also das Reich noch nicht vollendet ist, meinen wir damit, daß es noch nicht alle Menschen und alle Welt ergriffen hat. Wir

bewegen uns zwischen dem, was ist, und dem, was sein wird, zwischen Gegenwart und Zukunft.

Das Reich Gottes aber ist nicht rein geistig und überwelthaft; es schließt alles ein, was zum menschlichen Leben gehört – Ökonomisches, Soziales, Politisches, Kulturelles und Religiöses – und soll schon in dieser Welt anfangen, sichtbar zu sein. So verstand es die frühe christliche Gemeinde. Ihr genügte nicht die liturgische Einheit der gemeinsamen Frömmigkeit, auch nicht die psychologische Einheit, die entstand, als man nicht nur Überflüssiges, sondern auch Besitz und Häuser der Gemeinde schenkte. Das hatte nämlich zur Folge, daß es „unter ihnen auch keinen gab, der Not litt“ (Apg 4,34). Soziale Sichtbarkeit des beginnenden Reichen Gottes erwuchs damit. Eine Zeitlang scheint die idyllische christliche Gemeinschaft erfüllt zu haben, was Gott im Alten Testament verheißen hat: „Eigentlich sollte es bei dir keine Armen geben.“ (Dtn 15,4)

Wenn das stimmt, dann hat der Arme und Unterdrückte guten Grund zu fragen: „Wann wird das Gottesreich kommen? Wo sind die sichtbaren Spuren des Reichen Gottes für uns? Müssen wir im Schatten bleiben und warten, bis wir sterben?“ Wenn sie auch nicht diese Worte gebrauchen, so ersehnen sie doch einen Erlöser – ganz ähnlich den Israeliten des Alten Testaments, die sich nach einem Gott sehnten, der sie aus der Knechtschaft ins verheiße Land führen werde.

Kirche und Welt bilden eine Art von Sakrament, in dem der Anfang von Gottes Reich sichtbar wird. Die Welt ist gleichsam der Stoff, der in das Reich Gottes umgeformt werden soll. Die Kirche, der Ort also, wo man sich ausdrücklich zu Christus bekennt, ist gleichsam der Sauerteig zur Umwandlung der Welt. Wie beide konvergieren und sich ergänzen, kann man in dem berühmten Wort des Dokuments „Gerechtigkeit in der Welt“ der Römischen Bischofssynode von 1971 nachlesen: „Der Einsatz für die Gerechtigkeit und die Teilnahme an der Umgestaltung der Welt erscheinen uns als wesentlicher Bestandteil der Verkündigung des Evangeliums und der Sendung der Kirche zur Erlösung der Menschen und zur Befreiung von jeder Art Unterdrückung.“ (86, übersetzt von Hans Urs von Balthasar und Oskar Simmel)

Die Kirche

In Jesus von Nazareth wurde das menschliche Antlitz Gottes sichtbar. Der Christus des Glaubens will sein menschliches Antlitz auch heute in der Kirche zeigen. Die Kirche kann es offenbaren oder verdunkeln; das hängt davon ab, wie weit sie fähig ist, die „Zeichen der Zeit“ zu lesen.

In Zeiten wachsender Ungerechtigkeit, wenn die sozialen Werte und Verhältnisse eine Umkehr erfordern und das Volk nach „Befreiung“ schreit, muß die Kirche im Antlitz Christi den endgültigen und vollkommenen Befreier für die Welt sichtbar machen. Das meint weder, daß man das Heilswerk Christi auf einen rein geistigen und außerweltlichen Erlösungsakt, noch, daß man es auf eine rein politisch-ökonomische Befreiung reduziert, die keine Letzt-Vollendung im endgültigen Reich Gottes mehr braucht. Wir sind herausgefordert, dem Menschen in seiner Ganzheit zu helfen und ihn zur Befreiung zu führen.

Die konkrete Herausforderung der Kirche zeigt sich in den konkreten Konflikten. Eine Konfliktsituation aber ist der tatsächliche Zustand der Gegnerschaft zwischen reich und arm, wobei Staat und Strukturverhältnisse eindeutig die Reichen und Mächtigen begünstigen. Hier neutral zu bleiben hieße, sich auf die Seite des Establishments stellen. Ein Predigen von Friede ohne Gerechtigkeit würde das Unrechts-Verhältnis besiegen. Ein Arbeiten für die innere Versöhnung, ohne die trennenden Strukturen zu tangieren, würde eine Pseudo-Harmonisierung befürworten. Wie kann die Kirche „Christi Liebe zu den Armen“ zeigen, wenn sie sich nicht auf die Seite der Armen stellt, die von den Reichen unterdrückt werden? Wie kann die Kirche eine „Kirche der Armen“ werden, wenn sie sich nicht von den Reichen trennt, die sich in traditioneller Weise von der Kirche privilegiert dünken? Würde deren herrschende Schicht mit einer Entprivilegierung, ohne mit der Wimper zu zucken, einverstanden sein? Eine Entscheidung muß geschehen, eine Entscheidung aus dem Geist des Evangeliums, eine Entscheidung ähnlich der, die Jesus zum Kreuz führte. Wie viele Amtspersonen der Christenheit sind dazu bereit? Bischof Claver hat diese Frage folgendermaßen gestellt: „Prophetie oder Anpassung? – das Dilemma einer Kirche in der Unterscheidung“.

Die Herausforderung der Kirche wird gelegentlich auch anders formuliert: als Wahl zwischen den Werten des Evangeliums und ihren eigenen institutionellen Interessen. So hat es ein Maryknoll-Priester gesagt: „Sollen wir die Werte des Gottesreiches verkünden (Gerechtigkeit, Treue, Freiheit, Liebe und Frieden) oder die Meinung der Kirche?“ Viele Theologen und Kirchenmänner bestreiten diese Unterscheidung, weil die Frage in sich schon falsch gestellt sei: Man dürfe in den beiden Aspekten keinen Gegensatz sehen. Aber wie dem auch sei, tatsächlich ist zuzugeben, daß man gelegentlich eine Wahl treffen muß. Wie viele kirchlich betriebene Radiostationen und Publikationsorgane müßten ihre Arbeit einstellen, wenn sie die ungeschminkte Wahrheit zu sagen wagten?

Damit stehen wir vor einer anderen Frage: Was ist das Ziel der Kirche? Kardinal Kim von Korea hat es folgendermaßen formuliert: „Soll die Kirche für sich selbst (pro se ipsa) oder für das Leben der Welt (pro mundi vita) dasein?“ Seine Kirche von Korea hat – paradoxerweise – dadurch, daß sie weit über ihre institutionellen Mauern hinaus sich für die größeren Interessen von Gerechtigkeit und Menschenrecht eingesetzt hat, sich eine moralische Rolle in der Öffentlichkeit erobert, die ihre äußere Größe weit überragt; zur gleichen Zeit verkümmern andere Minoritätenskirchen in Asien wie im Getto. Dom Helder Camara mahnt: „Um der Liebe Gottes willen bitte ich euch, erstickt euch nicht mit den inneren Problemen der Kirche, während die wahrhaft größeren und wichtigen Probleme der Menschheit uns herausfordern.“

Befreiungstheologie und Christologie

Die Befreiungstheologie möchte die Überlegungen systematisieren, die dem Glauben aus der Freiheitspraxis erfließen. Es gibt keine Befreiungstheologie ohne einen vorausgehenden Prozeß der konkreten Befreiung.

Einige unserer Landsleute lehnen sie als einen Import aus Südamerika ab. Ihr Ursprung und ein großer Teil der Literatur befinden sich auch dort. Gibt es auch eine philippinische Befreiungstheologie?

Sicherlich gibt es in unserem Land einen solchen Prozeß; Christen stehen mitten darinnen, und die Glaubensreflexion beginnt sich damit zu beschäftigen. Ich möchte das, was hier ansetzt, eher als ein Ringen in Richtung Befreiung beschreiben. Und vielleicht werden die allmählich erwachsenen Überlegungen zu einer Basis für eine „Theologie des Kampfes, des Ringens“. Doch es gibt bei uns noch wenig Zusammenfassendes und Systematisches dazu.

Ein Grund dafür liegt im Wesen der Befreiungstheologie selbst. Sie ist nämlich nicht nur eine Weise von Theologie neben vielen anderen. Sie ist eher eine Perspektive, ein Standpunkt, von dem aus eine neue Weise, Theologie zu betreiben, möglich wird; eine Weise, die aus der Praxis stammt und eher mit soziologischen als mit philosophischen Mitteln arbeitet.

Daher ist es schwierig, einen genuinen Befreiungstheologen unter uns zu finden. Ein solcher erwächst nicht aus dem Studium dessen, was andere dazu gesagt und geschrieben haben. Er braucht die Erfahrung des Ringens um Befreiung; er braucht das Engagement, das ihm die Perspektiven eröffnet, und auch die Fähigkeit, zu artikulieren und zu systematisieren. Dies alles zusammen trifft wohl auf keinen unserer Lands-

leute zu. Man findet Theologen mit Befreiungsperspektiven, aber noch keinen Befreiungstheologen.

Die Herausforderung von heute aber heißt: Wird das philippinische Christentum gezähmt oder befreit? Anders gesagt: Wird es auf der Seite des Establishments stehend dessen Ideologie dienen und so die Unterdrückung des Armen und Machtlosen verstärken, oder wird es den Armen und Unterdrückten motivieren, einen gerechten Platz in unserer Gesellschaft zu erstreben?

In der Terminologie des christologischen Bekenntnisses: Welcher Zug des Antlitzes Christi soll in unserer philippinischen Situation sichtbar werden: der liebliche aus dem Kult des Jesuskindleins? Der süße aus der Verehrung des heiligen Herzens? Der resignierte aus der Malerschule der Nazarener? Aber wie steht es mit dem Jesus von Nazareth, der die Armen segnete und Weh-Rufe gegen die Reichen schleuderte? ... der zornig wurde und die Händler aus dem Tempel vertrieb? ... der die Autoritäten anklagte und sogar gegen Gesetz und Sitte verstieß? ... mit dem Christus, der aufgrund einer politischen Anklage gekreuzigt wurde, ein Versager im Leben, aber ein Sieger im Tod?

Vor einigen Jahren lösten sich einige Christen aus dem Ganzen der Kirche und versuchten mit gewaltsamer Revolution die Rechte der Armen durchzusetzen (vgl. Ileto, Pasyan and Revolution). Sie griffen nach den Waffen gegen die Unterdrücker. Ist dies nur ein Irrweg von Fanatikern? Oder deutet es auf einen Zug in der Religiosität des Philippino, der in Zukunft allgemein werden könnte? Wer weiß es? Allein die Praxis wird es zeigen.